

PEN BERLIN UND DIE NAHOSTFRAGE

Deutschland, ein Vereinsmärchen

Von Xaver von Cranach



Autor:in Gessen, Publizist Yücel, Schriftstellerin Menasse: Darf man den Gaza-Streifen mit jüdischen Ghettos in einem von Nazi-Deutschland besetzten osteuropäischen Land vergleichen? Fotos: Markus Tedeskino / Agentur Focus, Milos Djuric / DER SPIEGEL (2)

Der Schriftstellerverband traf sich zur Mitgliederversammlung. Ich fuhr hin in Erwartung eines Skandals. Stattdessen lernte ich einiges über die Debattenkultur im Land.

Ganz kurz sah es so aus, als hätte es doch noch für einen kleinen Skandal gereicht, hier in der Heilig-Geist-Kapelle in Berlin bei der Mitgliederversammlung des PEN Berlin. Ein Mitglied schlug nämlich vor, spontan darüber abzustimmen, ob die britische Autorin A. L. Kennedy, die am kommenden Tag die Festrede des PEN-Kongresses halten sollte, nicht doch noch eingeladen werden könnte. Kennedy gilt als BDS-Freundin, also jener Initiative, die zum wirtschaftlichen und kulturellen Boykott Israels aufruft. Daraufhin entwickelte sich eine slapstickhafte Szene. Deniz Yücel,

Sprecher des PEN, sprang auf und sagte ins Mikro, auf keinen Fall werde darüber jetzt abgestimmt, das gehe auch gar nicht.

Woraufhin der Schatzmeister ans Mikro ging und sagte: Doch, ehrlich gesagt, gehe das schon. Daraufhin ging Yücel wieder ans Mikro und sagte, nein, auf keinen Fall, darüber werde jetzt nicht abgestimmt. Man lehne den BDS ab, aber nicht Menschen, die den BDS unterstützen. Damit gelangen Yücel gleich zwei Dinge: Er hat gerade noch rechtzeitig ein fatales Signal unterbunden, das gesendet worden wäre, hätte der PEN, der sich für freie Rede einsetzt, seine eigene Rednerin eingeladen. Und nebenbei fand er eine Haltung zu dem ganzen Absagediskurs, die sich für die Zukunft als tragfähig herausstellen könnte.

Sie fragen sich jetzt, warum Sie sich für den PEN interessieren sollten, das ist doch ein Schriftstellerverband? Und um was geht es überhaupt? Also: Lange verliefen deutsche PEN-Tätigkeiten eher unter der Aufmerksamkeitsoberfläche, bis es vergangenes Jahr im thüringischen Gotha zu einem medienwirksamen Eklat kam. Deniz Yücel, Journalist bei der »Welt«, einst in der Türkei inhaftiert, bis dahin Präsident des PEN-Zentrums Deutschland, überwarf sich mit anderen Mitgliedern, es fiel das Wort »Bratwurstbude« (Yücel), auch Trillerpfeifen kamen wohl zum Einsatz. Yücel und Mitstreiter gründeten einen neuen PEN, den sie PEN Berlin nannten, dem er als Sprecher vorsteht, gemeinsam mit der Schriftstellerin Eva Menasse. Nun hätte alles schön ruhig sein können, nur gab es vor der diesjährigen Mitgliederversammlung schon wieder Stress: Eine Handvoll Mitglieder waren ausgetreten, weil sie unter anderem ein eindeutiges proisraelisches Statement vermisst haben. Facebook-Posts. Interviews. Zeitungsartikel. Anwaltsschreiben. Und schon wieder stand die Frage im Raum: Sind die beim PEN eigentlich verrückt geworden?



PEN-Berlin-Sprecher Yücel: Nicht mehr Präsident einer Bratwurstbude Foto: Milos Djuric / DER SPIEGEL

Viel wichtiger allerdings war die Frage, was das alles eigentlich bedeutet. Denn es ist ja nicht ungewöhnlich, ja, nicht einmal unerwünscht, dass Schriftsteller, Autorinnen, Journalistinnen unterschiedlicher Meinung sind und sich streiten, wenn man sie in einen Raum setzt. Aber die Vermutung liegt nahe, dass sich in diesem abgegrenzten Raum etwas darüber lernen lässt, was das ganze Land gerade umtreibt: die große Verunsicherung beim Sprechen über den Nahostkonflikt, die sich manchmal in dröhnendem Schweigen und manchmal in leerem Geschrei ausdrückt. Eine Debattenkultur, die zunehmend von Modalverben bestimmt wird. Wer darf, wer muss, wer kann?

Ich fuhr also nach Berlin zur Mitgliederversammlung und zum anschließenden Kongress des PEN Berlin e.V., in der Hoffnung, zum Jahresabschluss etwas über Deutschland zu lernen. Gewissermaßen den Deutschland e.V., jenen Verein, den man 1949 aus guten Gründen neu gründen musste. Denn auch beim Deutschland e.V. scheint es derzeit nicht ganz klar zu sein, ob sich noch alle mit der Satzung identifizieren können, Stichwort Staatsräson. Ich fuhr auf Besuch für zwei Tage.

Die Sache mit dem Internet

Freitag, Heilig-Geist-Kapelle, hier treffen sich die Mitglieder des PEN Berlin, in echt oder »im Zoom«, wie es heißt. Weil das hier aber nicht nur ein Treffen von individualistischen Schriftstellern, sondern formal eine Vereinssitzung ist, müssen vereinsrechtliche Vorgaben akkurat eingehalten werden. Es gibt eine Tagesordnung, streng eingeteilt, zunächst aber muss ein Vereinssitzungsleitungsteam bestimmt werden, per Abstimmung, nein, per Abstimmungstool, digital. So weit, so gut.

Das Vereinssitzungsleitungsteam führt dann durch die Vereinssitzung, wozu zum Beispiel gehört, dass Rechenschaft über verwendete Gelder abgelegt wird. Zwischendurch gibt es den Tagesordnungsunterpunkt »Kleine Aussprache«. Das ist dann der Zeitpunkt, an dem diskutiert werden darf. Und weil wir hier zwar nicht mehr in einer Bratwurstbude sind, aber immer noch bei einer Zusammenkunft deutscher Autoren und Autorinnen, treffen die ganz kleinen und die ganz großen Fragen, die ganz kleinen und die ganz großen Probleme, die ganz kleinen und die ganz großen Eitelkeiten praktisch sekundlich aufeinander. Es ist also möglich, dass sich Sätze wie »Es gründet sich gerade die Regionalgruppe NRW« oder »Ihr habt alle eine Umfrage erhalten zum Sensitivity-Reading, ausgearbeitet von der AG Sachlichkeit« in unmittelbarer Nähe zu Sätzen befinden wie »Wir sollten Hannah Arendt folgen: Wir sind Menschen, weil wir uns entschuldigen können«.



Plakat des PEN-Berlin-Kongresses: »Reden auf schmalen Grat« Foto: Stefan Zeitz / IMAGO



PEN-Berlin-Kongress in Kreuzberg: Weit und breit kein Skandal zu sehen Foto: Milos Djuric / DER SPIEGEL

Letzterer stammt von Philipp Gessler, Journalist. Gessler hatte Eva Menasse gebeten, sich für ihre Wortwahl in einem Zeitungsinterview zu entschuldigen, sie hatte denjenigen, die aus dem PEN Berlin ausgetreten waren, eine Gier nach »15 minutes of fame« unterstellt. Damit bezog sie sich vor allem auf Ernst Piper, ehemaliger Verleger, der den ganzen Rums ausgelöst hatte mit einem Post auf Facebook, in dem er bemängelte, Menasse richte den PEN Berlin zu einseitig israelkritisch aus.

Er unterstellte ihr »selbstherrliche Verachtung«, mit der sie über Israel spreche, und in einem Interview dann noch, dass sie eine Pro-Israel-Resolution verhindert habe. Eine Wortwahl, gegen die Menasse sich wiederum anwaltlich gewehrt hat. Das ist dann auch ihr Argument in der Heilig-Geist-Kapelle: Es sei doch klar, wer sich hier bei wem zu entschuldigen habe.

Nur einen Tag zuvor allerdings hatte Menasse in der »Zeit« einen Text über den ganzen Sachverhalt geschrieben, und an dieser Stelle kann man nun eine erste Erkenntnis über den Deutschland e.V. mitnehmen: Das mit der Kommunikation im »Internet« ist immer noch nicht ganz geklärt.

Es passt nicht so recht, wenn Menasse sich ständig darüber lustig macht, wenn etwas nur in den sozialen Medien stattfindet («digitaler Zuspruch von Gleichgesinnten») und diese gerade noch lächerlich gemachten Digitaläußerungen aber zum Anlass nimmt, um einen ganzen, früher hätte man vielleicht gesagt: wuchtigen, Text in einer von Deutschlands größten Wochenzeitungen zu schreiben.

Es fühlt sich manchmal so an, als wären wir in der Frage, wie ernst man den ganzen Internetkram nehmen muss, keinen Schritt weiter gekommen, seitdem begonnen worden ist, Tweets im Fernsehen vorzulesen oder Zeitungsartikel mit »im Netz wird diskutiert« zu beginnen. Menasse selbst schreibt: Piper habe »online fast tausend Likes« abgeräumt für seinen Facebook-Post (ist jetzt nicht böse gemeint, aber bitte: auf Facebook!), wobei aus dem angeschlagenen Ton nicht ganz klar wird, ob das jetzt viel ist oder wenig. Zudem muss man festhalten, dass nicht jeder die Möglichkeit hat, in der »Zeit« eine Dreiviertelseite vollzuschreiben. Und warum genau ist es unlauter, etwas auf Facebook zu publizieren, worauf dann alle anderen wiederum antworten und Gegenreden halten können?

Darauf angesprochen, sagt mir Menasse am Telefon: »Wenn Pipers Facebook-Post nicht innerhalb von einem Tag die ›herkömmlichen‹ Feuilletons erreicht und dort über Wochen die Welle gemacht hätte, hätte ich mich niemals mit so etwas abgegeben.« Mag sein. Es bleibt trotzdem ein Zirkelschluss. Menasse sagt dann noch in Bezug auf Pipers Facebook-Äußerungen und den daraus entstandenen Wirbel: »Es ist, als würde man Benzin auf Wasser schütten und das Benzin anzünden.« Ein gutes Bild. Wie man jedoch einen Benzinbrand (hysterische Pseudodebatte) in Zukunft löschen könnte, ohne das Wasser (das, um was es eigentlich geht) gleich mit wegzufegen, das wäre noch herauszufinden.



PEN-Berlin-Sprecherin Menasse: Kein Grund, sich bei irgendwem zu entschuldigen Foto: Milos Djuric / DER SPIEGEL

Während es in der Heilig-Geist-Kapelle unterdessen um die Frage geht, ob man A. L. Kennedy wieder ausladen soll, wird zeitgleich im Deutschland e.V. noch eine andere Frage diskutiert: Ob Masha Gessen, russisch-jüdische:r Intellektuelle:r, den Hannah-Arendt-Preis erhalten sollte. Das wurde nämlich infrage gestellt, nachdem Gessen einen Text im »New Yorker« publiziert hatte, in dem sie den Gazastreifen mit jüdischen Ghettos in einem von Nazideutschland besetzten osteuropäischen Land vergleicht.

Kultur des Mundtot-Machens?

An dieser Stelle ein kurzer Einblick in den Redaktionsalltag eines SPIEGEL-Redakteurs: Als die ganze Sache um den Gessen-Text hochkochte, der Text also »problematisch« wurde, »schwierig« gar, twitterte Masha Gessen: »Man könnte meinen, dass ich bei all der Aufmerksamkeit, die das Debakel um den Arendt-Preis erregt hat, mit Anrufen und Texten von den Medien überschwemmt werden würde. Aber das ist falsch. Kein einziger deutscher Journalist hat mich um einen Kommentar gebeten. Ungereimtheiten häufen sich.«

Als pflichtbewusster Arbeitnehmer in der News-Schicht einerseits und Täternachkomme andererseits triggerte mich das natürlich sofort. Unglaublich! Ich schrieb also

unverzüglich an Masha Gessen, dass Gessen alles loswerden könne, und zwar an mich. Gessen antwortete auch. Zeitgleich hatten noch andere Menschen, die beim SPIEGEL arbeiten, die Idee, Gessen zu interviewen. Das Interview erschien dann auch, mit der Überschrift: »In Deutschland herrscht eine Kultur des Mundtot-Machens«.



Autor:in Gessen: Vier Interviews in zwei Tagen Foto: Markus Tedeskino / Agentur Focus

Es erschienen auch noch ein Interview in der »Süddeutschen Zeitung«, ein Interview in der »Frankfurter Rundschau« und ein Fernsehinterview bei Radio Bremen. Außerdem veröffentlichte der SPIEGEL den Text aus dem »New Yorker« in deutscher Übersetzung, und die »Zeit« publizierte die Dankesrede von Gessen, nachdem sie den Hannah-Arendt-Preis erhalten hatte. Denn, ach ja, der Preis wurde natürlich gar nicht abgesagt. Vier Interviews in zwei Tagen und Nachdrucke diverser Reden und Beiträge, das ist eine Medienpower, die sonst vielleicht der Kanzler oder Herbert Grönemeyer entfalten können. Vielleicht ist das also die zweite Erkenntnis: Die Ausschläge im Deutschland e.V. sind immer gewaltig, und nichts klickt bei den Mitgliedern so sehr, wie beweisen zu können, dass man doch bei den Guten ist.

Was sonst in der Heilig-Geist-Kapelle passiert ist, können wir an dieser Stelle überspringen, Vereinskram eben. Stattdessen geht es weiter mit dem großen öffentlichen PEN-Berlin-Kongress am Samstag im Festsaal Kreuzberg. Zwei Höhepunkte werden

erwartet. Die Festrede von A. L. Kennedy und ein Panel mit dem Titel »Reden auf schmale Grat: Israel und Palästina«. Auf dem Podium sitzen zwei Palästinenser und zwei Israelis, wobei man hier vielleicht »linke« Israelis ergänzen muss, um anzudeuten, dass die Positionen nicht allzu weit voneinander entfernt liegen. Beim Zuhören verfestigt sich der Eindruck, eher einem Therapiegespräch zu lauschen, statt einer Diskussion zuzuhören.

Die vier Menschen kommen gar nicht darüber hinaus, etwas wirklich auszusprechen, weil sie so sehr damit beschäftigt sind zu besprechen, dass man nicht mehr frei sprechen könne. Anders als vielen anderen nimmt man diesen vieren die Angst, die Verunsicherung, die Verzweiflung zu 100 Prozent ab. Und dann fällt einem bei den klugen Ausführungen des deutschisraelischen Autors Tomer Dotan-Dreyfus etwas ein: Bei all der Aufregung um den Text von Masha Gessen und den Vergleich zwischen einem Ghetto und dem Gazastreifen muss man doch zugeben: Wenn man sich auch nur kurz mit Masha Gessen als Person und ihrem Werk auseinandergesetzt hat, ja, wenn man nur einmal den ganzen Text liest, dann kann man gar nicht zu dem Schluss kommen, dass der Holocaust, die Schoa, die Vernichtung der Juden, dieses elende Menschheitsverbrechen irgendwie durch einen Vergleich negiert oder verkleinert werden soll. Dann sähe man es vielleicht sogar als einen sinnstiftenden Vergleich, einen, der weiterführt.



PEN-Berlin-Kongress im Festsaal Kreuzberg: Das slowenische Fernsehen war sogar da Foto: Milos Djuric / DER SPIEGEL



Plakat auf dem PEN-Kongress: Wo ist eigentlich das hermeneutische Wohlwollen geblieben? Foto: Milos Djuric / DER SPIEGEL

Abschließender Gedanke: Vielleicht ist es gar nicht so schlecht, dem anderen erst einmal zuzugestehen, dass er nichts im Schilde führt. Das wäre dann die dritte Erkenntnis über den Deutschland e.V.: dass vielen in diesem Verein das hermeneutische Wohlwollen abhandengekommen ist. Wer immer nur davon ausgeht, dass er vom Gegenüber über den Tisch gezogen wird, und sei es bloß rhetorisch, der kann keinen Sinn mehr entziffern.

A. L. Kennedy trat dann übrigens nur »im Zoom« auf. Sie kam nicht nach Berlin. Nicht weil sie gecancelt wurde. Sondern weil ihr auf dem Weg zum Flughafen der Pass abhandengekommen war.